

Nr. 8.

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile.

Wandertage in Nord-Ost-Ukamba.

Von
H. Gerhold,
Missionar in Miambani.

10 Pfennige.

Missionsschriften aus dem Verlag der Ev.-luth. Mission zu Leipzig.

I. Schriften über das afrikanische Missionsgebiet der Leipziger Mission.

a. „Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile." Kleine Serie à 5 Pf. (100 Stück Mk. 4.—)
1. **Otto Mai †.** Von Pastor Dr. Göttsching.

b. „Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile." Größere illustrierte Serie.

1/2. **Von Mombasa nach dem Kilimandscharo.** Reisetagebuch usw. Von Miss. Paesler. Mit 5 Bildern und 1 Karte. 60 S. 2. Auflage . . . . . —.30
3. **Dornige Pfade eines jungen Missionars in Ukamba.** Von Miss. Kanig. 33 S. —.10
4. **Madschame,** die erste Station der Leipziger Ev.-luther. Mission in Deutsch-Ostafrika. Von P. Hofstätter. Mit 8 Bildern u. 1 Karte. 40 S. 3. Auflage —.10
5. **Jimba,** die erste Station der Ev.-luther. Wakambamission in Ostafrika. Von Missionar Wenderlein. 68 S. In Neubearbeitung . . . . . .
6. **Begegnungen mit Wakamba.** Von Missionar Brutzer in Jimba. 33 S. —.10
7. **Aus der Missionsarbeit unter den Wakamba.** Von Missionssenior J. Hofmann. 20 S. . . . . —.10

Erster **Sammelband** (Nr. 1—6) in geschmackvollem Einband 1.20

c. Verschiedenes.

Am Fuße des Bergriesen Ostafrikas. Geschichte der Leipziger ev.-luth. Mission in Deutsch-Ostafrika. Von Pastor Adolphi. 140 S. Mit 32 Bildern und 2 Karten. Gebunden 1.50
Karl Segebrock und Ewald Ovir. Zwei früh vollendete Missionare der Ev.-luth. Mission zu Leipzig. Von Missionsdirektor D. v. Schwartz. 97 Seiten. Mit 10 Bildern und 2 Karten . . . . —.30
Dasselbe in geschmackvollem Einband . . . . —.75
Gedächtnispredigt für die am Meru ermordeten Missionare. Von P. Planitz 15 S. —.05

II. Allgemeines.

Die Herrlichkeit des Missionarberufs. Von Missionar Sandegren, 17 S. . . —.10
Erfahrungen und Winke in Betreff der Feier von Missionsfesten von Missionssenior Handmann. 9 S. . . . . —.05
Kleine Missionsagende. Eine Sammlung alter und neuer Gebete für die Mission. Von Domprediger Emil Körner. 80 S. . . . . —.75
Dasselbe in ganz Leinen (schwarz) gebunden 1.20
Das Christentum als Weltreligion. Umschau auf dem Gebiete der gesamten evangelischen Mission am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Missionssenior R. Handmann. 24 S. . . . . —.20
25 Lieder für Missionsfeste. Herausgegeben von der Ev.-lutherischen Mission zu Leipzig. 100 Expl. Mk. 1.50; 300 Expl. Mk. 4.—; 1000 Expl. Mk. 10.— incl. Porto.

III. Bilder, Karten und dergl.

Wandkarte des Arbeitsfeldes auf dem Kilimandscharo nebst dem Meru-Berg und Uguenogebirge. In Farbendruck, 52 cm hoch und breit . . . . —.50
Dieselbe aufgezogen auf Leinwand, mit lackierten Stäben, zum Aufhängen . . 1.50
Kleine Karten vom afrikanischen Missionsfeld . . . . —.10
Kleine Missionsbüchsen von Pappe, verschlossen mit Siegelmarken . . . . . à —.10

Wiederverschluß geöffneter Büchsen erfolgt entweder durch Amtssiegel eines mit der Sammlung von Gaben Beauftragten, oder durch neue, vom Missionshaus zu beziehende Siegelmarken.

IV. Missionsblätter.

Das Ev.-luth. Missionsblatt. Dies illustrierte Missionsblatt erscheint jährlich in 24 Nrn. Preis des Jahrgangs 1.20

Das Evangelisch-Lutherische Missionsblatt erscheint am 1. und 15. jedes Monats und wird am besten in der nächsten Buchhandlung bestellt für Mk. 1.20 jährlich. Es kann auch von der Post (außer Bestellgeld Mk. 1.50) oder direkt vom Missions-Verlag (Mk. 2.— inkl. Porto) bezogen werden.

Die Kleine Missionsglocke. Illustr. Kindermissionsblatt. Monatlich 1 Nummer. Preis jeder Nummer 1 Pfg. excl. Porto. **Von 100 Exemplaren ab portofrei. Nur direkt vom Verlag zu beziehen.** ☛ **Auflage 90 000.** ☚

Lichtstrahlen im dunkeln Erdteile. Nr. 8.

Wandertage in Nord-Ost-Ukamba.

Von

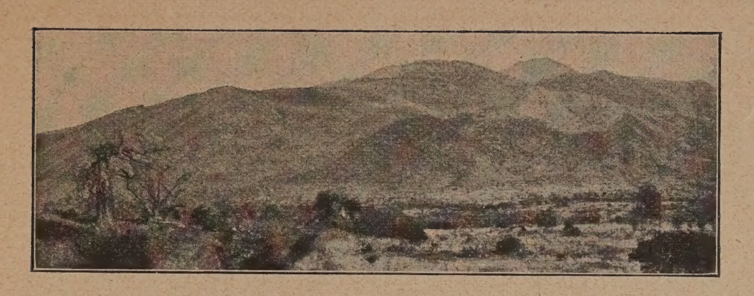
H. Gerhold,
Missionar in Miambani.

Mit 7 Bildern und 1 Karte.

Leipzig 1903.
Verlag der Ev.-lutherischen Mission.

Vorbemerkung.

Die in den folgenden Blättern beschriebene Reise wurde zur Auskundschaftung des Landes der Wakamba unternommen. Ihr Resultat ist die Anlegung zweier neuer Stationen geworden, nämlich der von Miambani am Mutituberg und der von Manzollo in der Gegend des Mumonigebirges. Name und Ort der letzteren steht noch nicht ganz fest. In Miambani hat sich Miss. Gerhold niedergelassen, die Gründung im Norden leitet Miss. Kanig.



Wumoni-Berge.

1. Aufbruch und Reisegefährten.

Reger als sonst pulsierte das Leben auf unserer Missionsstation Mulango in den Tagen des August 1902. Br. Kanig aus Ikutha war gekommen, um mit mir eine größere Wanderung durch das nordöstliche Ukamba anzutreten. Außerdem kam gleichzeitig mit ihm Br. Dannholz, der eben aus Deutschland eingetroffen war. Natürlich hatte die Ankunft mehrerer Europäer viele Neugierige herbeigelockt, die müßig herumbummelten und sich Mühe gaben, möglichst jedem in dem Weg zu stehen. Am Morgen des 14. August hatten wir unsere kleine Karawane beisammen, und nun ging es fröhlich zum nördlichen Tore hinaus.

Zunächst mußten wir nach der englischen Regierungsstation, um unsere Leute einschreiben zu lassen und uns mit Hinterlegung der nötigen Rupieen unter den Schutz der englischen Flagge zu stellen. Auf der ganzen Reise haben wir zum Glück nicht nötig gehabt, diesen Schutz anzurufen. Aber den Schutz unseres treuen Gottes haben wir uns erbeten und haben ihn reichlich erfahren auf allen Wegen und zu aller Zeit.

Auf dem Markte, der nahe bei der Regierungsstation gelegen ist, mußten wir noch einen Kochtopf für meine Träger kaufen, da dieselben selbstverständlich vergessen hatten, einen solchen in Mulango mitzunehmen.

Hier, in Kitwii, schlossen sich verschiedene Reisegefährten unserer Karawane an, die unter dem Schutz der Europäer sicherer ihr fernes Ziel erreichen wollten. Da war ein alter Mann mit seinem Sohne aus dem fernen Kituu, der aus Furcht vor den Wakamba nicht allein zurückzukehren wagte. Ein ausgedienter Askari,

der nach Mumoni wollte, schloß sich uns ebenfalls mit seinem Träger an. Der Askari trug den stolzen Namen Simba (Löwe) und war ein komischer Kauz. Er hatte schon einige Jahre als Soldat gedient und hatte doch nichts weiter davon zurückgebracht als die Kleider, die er auf dem Leibe hatte und einige Decken. Seine Kleidung war allerdings mehr als ausreichend. Sie bestand aus langen Wickelgamaschen, zwei oder drei Hosen übereinander und ebensovielen dicken wollenen Jacken. Im ganzen hatte Simba wie eine Zwiebel sieben Häute und fühlte sich sehr schlau dabei. Als wir ihn fragten, wo er denn seinen Lohn hingebracht habe, lachte er und sagte: „Den habe ich nicht bekommen, da muß ich erst ein Rind bringen.“ Sein Träger — obgleich Simba ein kräftiger Bursche war, hielt er es doch unter seiner Würde, seinen kleinen Packen zu tragen — war ein lustiger Bursche, der voller Streiche steckte. Doch von allen Begleitern, die sich uns anschlossen, ist nur einer auf der ganzen Reise uns treu geblieben und auch mit uns nach Kitwii zurückgekehrt. Es ist zwar nur ein vierbeiniger Begleiter, aber er verdient doch wegen seiner Eigenart erwähnt zu werden. Es ist der Hund Raurau oder, wie ihn die Wakamba nennen, Laulau. Er hat ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Von Jugend auf liebte er leidenschaftlich Karawanen. So hat er mit ihnen ein schönes Stück Afrika bereist. Auch die Gegenden, die wir durchwandern wollten, waren Raurau schon durch eine Reise mit Dr. Kolb bekannt. Eine Schönheit war Raurau gerade nicht, nnd daß ihm einmal im Kampf mit den wilden Massäi die halbe Nase abgeschlagen worden, machte ihn nicht schöner. Doch trug er seine Wunde mit Stolz und Würde, als ein Zeugnis seiner Treue und Tapferkeit.

Unsere Träger waren meist uns bekannte Leute aus Ikutha und Mulango und haben auf der ganzen Reise, außer einem Falle, von dem ich später berichten werde, uns treu gedient. Außer den 13 Trägern hatten wir noch drei Jungen mit, die uns Speise zubereiten mußten und sonst kleine Dienste versahen. Mukemba, unser Koch, war im Gesicht furchtbar entstellt, da ihm, schon als Kind, ein Leopard die Nase fast abgerissen hat, die nun auf der falschen Stelle wieder angewachsen ist. Als Koch hat aber Mukemba seine Sache recht gut gemacht.

Nachdem wir in Kitwii alles erledigt hatten, konnte der Marsch munter vorwärts gehen nach Norden, unserem nächsten Ziele, den Mumoni-Bergen, zu.

2. Nach Mumoni.

Von der englischen Regierungsstation führte uns zunächst ein breiter, ausgehackter Weg nach Norden, so daß der Marsch schnell vorwärts gehen konnte. Im Osten begleiteten uns fortwährend die Berge der Prinzregent Luitpold-Kette, während im Westen der Blick frei hinausschweifen konnte über die weite Steppe nach Kikuyu zu, aus der nur einzelne Gipfel hie und da hervorragten. Schon früh am Nachmittag gelangten wir an ein Flüßchen mit Namen Matsaani, am Fuße des Mutsengo-Berges und beschlossen, hier zu lagern. Doch die Träger waren noch ein gut Stück hinter uns. Sollten wir hier nun in der Sonne uns durchbraten lassen und warten bis unsere Leute gekommen waren und das Zelt aufgeschlagen hatten? Der Gipfel des Berges lag zu verlockend vor uns, und die Aussicht, gleich am ersten Wandertage einen Blick in die schöne Bergwelt werfen zu dürfen, war zu verführerisch. So hatten wir uns denn schnell entschlossen, den Aufstieg zu machen und hatten es wahrlich nicht zu bereuen. Die Besteigung war ziemlich leicht, da ein gut getretener Weg bis auf den Gipfel führte. Früher, als noch von Zeit zu Zeit die wilden Massāi raubend und mordend in das Land einfielen, zogen sich die geängsteten Wakamba auf die Gipfel der Berge zurück. Hier waren sie wenigstens etwas vor den plötzlichen Angriffen gesichert, da die Massāi meist den Flüssen folgend, in den Tälern hinwanderten und nur selten die hochgelegenen Dörfer angriffen. So fanden wir auch hier auf dem Mutsengo die deutlichen Überreste von Dörfern.

Wir stiegen auf einem Berggrat hinauf, der auf beiden Seiten von tiefen Tälern begrenzt war. Auf der Sohle des einen Tales erblickten wir Bananen und Zuckerrohr, während das andere Tal in dichten Rauch gehüllt war, da die Wakamba hier Gras und Gestrüpp verbrannten, um neue Anpflanzungen anzulegen. Besonders das Zuckerrohr, das oft in solchen Tälern gebaut wird, ist von den Wakamba sehr geschätzt. Wenn der Bienenhonig zu Ende ist, so daß sie kein Bier mehr brauen können, so greifen sie zum Zuckerrohr, um sich hieraus Stoff für ihre Trinkgelage zu verschaffen. Das Zuckerrohr wird geschält, in Stücke gebrochen und nun im hölzernen Mörser gestampft. Hierzu ergehen Einladungen an die Jünglinge der befreundeten Dörfer. Je mehr kommen, desto besser ist es. Jeder der Jünglinge erhält nun einen großen, hölzernen Stößer und

alle zugleich beginnen in einem Mörser zu stoßen. Dazu singen, schreien und pfeifen sie, was sie nur können, so daß man oft eine halbe Stunde weit den Lärm hören kann. Ist das Zuckerrohr nun gehörig gestoßen, so daß es nur noch einzelne Fasern sind, so wird es in große Tontöpfe, die mit Wasser gefüllt sind, aber niemals gewaschen werden dürfen, geworfen. Darin bleibt es bis zum anderen Tage stehen. Dann werden die Fasern herausgetan und tüchtig ausgepreßt, damit der Saft herausfließt. Die süße Brühe wird nun in große Kürbisflaschen oder Tontöpfe gefüllt und ein Stück des Gewebes der Loofah-Frucht hineingeworfen, damit der Saft schneller gärt. Am anderen Mittag ist das Getränk fertig.

Als wir den Gipfel erreicht hatten, zeigte uns der Höhenmesser 1400 Meter über dem Meeresspiegel. Der Ausblick von hier war herrlich. Zwischen zwei Gipfeln des dicht vor uns liegenden Mwai erblickten wir in weiter Ferne die Mumoni-Berge, in duftiges Blau gehüllt. Im Osten und Süden lag vor unseren Blicken fast die ganze Luitpold-Kette bis zum Mutha mit ihren mannigfaltigen Gipfeln. Unter ihnen zogen die Felsen des Kamukaa durch die Eigentümlichkeit und Schönheit ihrer Formen die Aufmerksamkeit auf sich. Hinter diesen schimmerte der weiße Sand des Sua weithin. Nach Westen dehnte sich die weite, weite Steppe aus, rötlich erglühend im Glanz der untergehenden Sonne.

Auf dem Rückwege sprachen wir noch mit den Leuten einiger Dörfer am Fuße des Berges. Anfangs waren die Leute scheu und ängstlich. Doch nach und nach gab sich das, und sie kamen sogar in unser Lager, um uns Getreide zum Verkauf anzubieten.

Während wir auf dem Mutsengo waren, hatten unsere Leute das Zelt aufgeschlagen, unsere Jungens Wasser geschöpft zum Waschen, und auf dem offenen Feuer vor dem Zelt kochte schon das Wasser für Tee und Reis. Es war schöner, heller Mondschein. So setzten wir uns, nachdem wir uns erfrischt hatten, vor unser Zelt „und erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle“. Unsere Leute waren auch lustig und guter Dinge, kochten und schwatzten nach Herzenslust. Wir sangen dann mit unseren Jungen noch ein Lied und beteten mit ihnen, und dann legten wir uns auf unser Lager, uns zu stärken mit erquickendem Schlafe zu weiterem Marsche.

Am anderen Morgen führte uns der Weg weiter nach Norden. Der Marsch war ziemlich ermüdend, da es fort-

während steil auf und ab ging. Leider sahen wir uns schon in Kithunni genötigt zu lagern. Hier mußten wir uns für mehrere Tage verproviantieren, da bis Mumoni keine bewohnte Gegend mehr von uns berührt wurde. So schickten wir denn Leute aus in die benachbarten Dörfer, die Bewohner zum Handel einzuladen. Verschiedene Stunden vergingen. Ab und zu brachte einmal jemand ein ganz kleines Schüsselchen und forderte un-



Frauentracht in Nord-Ost-Ukamba.

verschämte Preise. Auf unsere Vorstellungen hin hieß es immer: „Ja, bei uns ist Hunger." Endlich gegen Abend kamen die Leute etwas zahlreicher, aber auch alle mit ganz kleinen Portionen. Doch gelang es uns, nach und nach zwei Lasten zusammenzukaufen. Die Leute wurden allmählich auch zutunlicher, und ein Alter beschenkte unsere Jungen mit Zuckerrohr, wofür wir ihm ein Kleid als Gegengabe boten. Da wir für unseren

Speisevorrat auch gleich zwei Träger fanden, so konnten wir am anderen Morgen den Marsch ungehindert fortsetzen. Bis zu den Wasserlöchern des Tioni war der Weg fast immer gut ausgehackt, so daß der Marsch nicht durch Gebüsch aufgehalten wurde.

Doch immer tiefer stiegen wir hinab und erreichten am dritten Tage wieder die Regionen der gigantischen Affenbrotbäume, die ihre kahlen, grauen Äste gen Himmel streckten. An einer steilen Berglehne führte der Weg hin, nach vorn einen herrlichen Blick auf die Mumoni-Berge freilassend, während sich im Rücken eine senkrechte Felswand zu stolzer Höhe erhob. Tief unter uns im Tale sahen wir einige Kuhantilopen, die in graziösen Sprüngen davonsprangen. Zunächst setzten wir den Marsch bis Mukuthu fort. Hier ist dicht am Weg ein großer überhängender Fels, unter dem die Leute gern ruhen. Obgleich wir erst vor kaum einer Stunde gerastet, so machten wir doch auch hier Halt, um die Leute nachkommen zu lassen, die zurückgeblieben waren. Doch fast eine ganze Stunde verging, ehe sie langsam nachrückten. Schon an ihren mißmutigen Gesichtern sahen wir, daß ihnen irgend etwas nicht paßte. Es dauerte auch nicht lange, als der Haupträdelsführer anfing, das Begehren der Leute vorzutragen. Sie wollten Lohnerhöhung erzwingen. Wir hatten mit ihnen ausgemacht, für 4 Tage einen Rupie zu zahlen und das Essen. Nun wollten sie für 3 Tage einen Rupie haben und glaubten uns hier, wo wir kein Wasser und fast zwei Tagereisen weit keine Leute erreichen konnten, durch die Drohung, ihre Lasten liegen zu lassen, den erhöhten Lohn abzuzwingen. „Wir wollen uns lieber den Hals abschneiden lassen, als für den alten Lohn weiterhin die Lasten tragen.“ Durch solche Reden meinten sie uns einzuschüchtern. Am ungezogensten betrug sich der eine Träger, den wir erst vor zwei Tagen gemietet hatten. Er löste den Tragriemen von seiner Last und forderte von uns eine halbe Rupie Trägerlohn für die zwei Tage. Da er von uns aber nur den Bescheid erhielt, daß er versprochen habe, für eine Rupie seine Last bis Mumoni zu tragen und erst dort seinen Lohn erhalten würde, so zog er sich grollend zurück, bewog auch den anderen Essenträger, seine Last liegen zu lassen, und beide gingen davon. Doch der Schaden war zum Glück nicht groß. Unsere beiden Hauptleute hatten nur kleine Lasten, die noch gut verteilt werden konnten. So mußten diese die Essenlasten tragen. Damit nicht noch andere Träger den beiden ersten folgten, befahlen wir alsbald den Auf-

bruch, und damit auch unterwegs nicht etwa einer zurückbleibe und seine Last einfach wegwerfe, so marschierte Bruder Kanig an der Spitze des Zuges, und ich schloß denselben, und so erreichten wir in schön geschlossener Ordnung, ohne weitere Störung das Flußbett des Tiaa, in dem wir lagerten.

Das Ufer des Flußes war dicht bewachsen mit schönen, hohen Bäumen, in denen zahlreiche Affen ihr fröhliches Spiel trieben. Doch trauten sie dem Frieden nicht und hielten sich ziemlich fern. Als einmal im Gebüsch des Ufers ein Tier raschelte, warfen unsere Leute einen Feuerbrand in die Wipfel der Bäume, der in prachtvollem Funkenregen wieder herabfiel. Die ganze Nacht blieb es fast still. Am anderen Tage zwang uns leider das Fieber, einen Rasttag zu machen. Unsere Leute waren offenbar sehr zufrieden damit. Ein Teil von ihnen verschlief fast den ganzen Tag im warmen Flußsand. Der andere Teil vergnügte sich auf verschiedene Art. Bald machten sie kleine Jagden auf die Affen, die sie aber niemals erwischten, bald versuchten sie ihre Kräfte durch Ringen, und groß war natürlich die Freude, wenn einer in den Sand gelegt wurde. Nachdem sie auch dieses Spieles müde waren, suchten sie sich zwei dünne Äste mit Gabeln, die sie aufrecht in den Sand steckten. In die Gabeln legten sie dann eine Rute quer herüber, und so hatten sie das schönste Sprunggestell. Unverdrossen setzten sie nun hinüber und freuten sich königlich, wenn einer hinstürzte oder die Rute herabwarf. Hier war nun besonders der Träger Simba in seinem Element. Durch immer neue Kapriolen wußte er die anderen zu immer größerer Fröhlichkeit anzuspornen. Eine fröhlichere und harmlosere Gruppe, wie unsere Träger hier im Tiaa, konnte man sich kaum denken. Aller Ärger und Zorn vom vorigen Tag war vergessen, so ganz waren sie von der Freude an ihrem Spiele hingenommen. Schon den ganzen Tag waren uns die vielen Leute aufgefallen, die, meist mit kleinen Packen Tabak beladen, den Fluß heraufkamen. Es waren meist Leute von Mumoni. Sie erzählten uns, bei ihnen sei Hunger, und sie gingen nach Kitwii, um Essen zu kaufen. Einem dieser Leute gaben wir einen Brief nach Mulango mit, den er auch ganz richtig abgeliefert hat. Von der Hungersnot in Mumoni und den ganzen umliegenden Distrikten sollten wir späterhin selbst noch genug kosten, indem der Aufkauf von Nahrungsmitteln für unsere Träger oft recht große Schwierigkeiten bereitete.

Am anderen Morgen ging es zunächst mehrere Stunden

im Flußbette hin. Durch den tiefen Sand wurde uns wie den Trägern das Marschieren sehr erschwert, so daß wir herzlich froh waren, als wir endlich gegen Mittag wieder festen Boden unter die Füße bekamen. Früher, da das Land noch besser bewohnt und bewässert war, führten wohl auch noch andere Wege an den Ufern hin. Aber in den schrecklichen Hungersnöten sind diese Pfade meist verwachsen und auch wegen Wassermangels oft nicht zu benutzen. Auch der Weg am Nachmittag stellte eine ziemliche Aufgabe an unsere Kräfte, da es immer auf und ab ging. Endlich, die Sonne stand schon ziemlich tief im Westen, kamen wir an zwei große Wasserlöcher. Aber leider war nur sehr wenig und schmutziges Wasser darin. Hätten wir hier bleiben müssen, so hätten wir wohl kaum nur einigermaßen genügendes Wasser für uns und unsere Träger bekommen. An den Wasserlöchern saß ein Mann, der sich bereit erklärte uns zu ganz frischem Wasser zu führen. Trotz der Müdigkeit mußte es also noch weiter gehen. Unsere Träger murrten wohl ein wenig über den langen Marsch, aber sie folgten uns doch. Der Mann führte uns direkt auf die Kakuyuberge zu, die sich in nicht allzugroßer Entfernung erhoben. Wir kamen jetzt wieder in etwas bewohntere Gegend. Hier und da trafen wir auf Felder. Aber wie traurig sahen dieselben aus! An den stehengebliebenen Stoppeln sah man, wie dünn die Frucht gestanden. Während bei uns in Kitwii die Felder noch bedeckt waren mit reichtragenden Strauchbohnen, war hier fast nichts zu sehen. Als wir unseren Führer darauf aufmerksam machten, zeigte er auch mit ziemlich traurigem Gesicht auf seinen Magen und sagte: „Bei uns ist aber auch der Bohrer schon lange.“ Er meinte natürlich mit dem „Bohrer“ den Hunger. Endlich, die Sonne war schon längst untergegangen und dichte Finsternis umhüllte uns, erreichten wir eine tiefe Felsenschlucht, in der ein kleines, aber kristallhelles Wässerchen floß. Das war eine herrliche Erquickung, und das kühle Wasser war wohl den langen Marsch wert. Die Schlucht, in der wir lagerten gehörte zu den Kakuyubergen, die nur durch ein Tal von den Mumonibergen getrennt sind und irrtümlich häufig zu diesen gerechnet werden. Erst als am anderen Morgen die Sonne aufging, sahen wir recht deutlich, was für ansehnliche Berge uns umgaben. Da regte sich denn wieder die Kletterlust. Aber zuerst galt es doch für unsere Leute zu sorgen.

Durch den unfreiwilligen Rasttag im Tiaa war das Essen

recht knapp geworden. Schon unseren Führer hatten wir gebeten, daß er den Leuten sagte, sie möchten Getreide zum Verkauf bringen, wir wollten gut zahlen. Doch am anderen Morgen warteten wir lange fast vergebens. Ab und zu kam ein Alter und brachte ein ganz kleines Schüsselchen zum Gruß. Wohl sagten wir ihnen, er möge lieber einen großen Tragsack voll zum Verkauf bringen, anstatt dieses Schüsselchens umsonst. Immer aber erhielten wir die traurige Antwort: „Wir haben selbst Hunger.“ So wurde es Mittag. Fast noch nichts hatten wir gekauft. Am Nachmittag setzten Br. Kanig und ich uns unter einen Baum. Es dauerte nicht lange, als eine kleine Schar junger Männer langsam herankam. Erst standen sie von ferne. Als sie aber sahen, daß wir ihnen wohl nichts tun würden, rückten sie näher und näher, bis sie dicht bei uns waren und sich gemütlich hinsetzten. Br. Kanig sprach sie an, und bald gab ein Wort das andere. So konnte ihnen denn Br. Kanig im Laufe des Gesprächs auch etwas erzählen. Sie hörten mit Interesse zu und fanden offenbar großen Gefallen daran. Erst gegen Abend wurde es auch um unser Zelt her reger, und der Verkauf ging etwas flotter, so daß wir doch noch genügend Getreide für unsere Leute erhielten.

Für den anderen Tag hatten wir uns die Besteigung des Mutui vorgenommen. Deshalb warben wir uns noch an diesem Abend einen Führer dafür an, der auch pünktlich am anderen Morgen schon vor Sonnenaufgang erschien. Unsere Leute sandten wir mit unseren Lasten voraus nach dem Dorf des Alten Kavengi am Ufer des Katsé. Der Mutui hat eine relative Höhe von vielleicht 700 m. Trotzdem ist er leicht zu besteigen, da er noch heute bewohnt ist. Da wir auf einem Berggrat hinanstiegen, hatten wir einen schönen freien Einblick in die Täler, die allerdings mit ihren steilen, von Rauch geschwärzten Abhängen eher den Eindruck von ausgebrannten Kratern als von lieblichen Bergtälern machten. Es ist ein furchtbarer Unfug der Wakamba, daß sie auch das wenige Gras und Strauchwerk, das an solchen Abhängen wächst, wegbrennen. Natürlich schwemmt der Regen alles lockere Erdreich weg und es bleibt fast nichts, als kahler Fels. In der weiten Ebene konnten wir den Lauf des Tana ziemlich weit beobachten. Hie und da sahen wir seine Fluten in der Sonne blitzen. An anderen Stellen wieder zeigten schmale Streifen grüner Bäume den Lauf des Flusses. Nach Norden und Osten war der Aus-

blick durch die nahen Mumoniberge versperrt. Als wir um die Ecke der Berglehne, an der wir hinwanderten, bogen, öffnete sich vor uns ein kleines, aber schönes grünes Bergtal. Auf der anderen Seite erhob sich in majestätischer Wucht der Felsen des Mutui, der die Spitze des Berges krönt. Der Fuß dieses Felsens wurde von einem schmalen Streifen herrlichen Waldes umsäumt. Bald trafen wir auf ein kleines Dorf, das inmitten seiner Süßkartoffelfelder an die Berglehne sich anschmiegte. Die Bewohner des Dorfes hockten frierend um ein kleines Feuer, um wenigstens etwas Schutz gegen den kalten Bergwind zu haben. Uns Europäern war derselbe frische Wind eine große Erquickung. Aber erst recht wohl wurde es uns, als wir das Tälchen überschritten hatten und in den kleinen Wald eintraten. Wie kühl war es im Schatten der Bäume, und wie schön fielen die Schlaglichter durch die Zweige. Die zierlichen Farren, die grüngraue Bartflechte, die lang von den Bäumen herabhing, der schwellende Moosteppich, der Steine und gefallene Stämme bedeckte, das raschelnde Laub unter unseren Füßen, das alles war wie ein schöner Traum aus der Heimat. Doch wir konnten uns nicht lange dabei aufhalten. Aus dem kühlen Waldesschatten mußten wir wieder hinaus in die glühende Sonne. Da die senkrechten Wände des Mutui-Felsens leider keine Besteigung zuließen, so mußten wir uns begnügen, eine niedrigere Spitze zu erklimmen, von der die Aussicht uns allerdings nichts neues brachte. Gerade die für uns interessanteste Aussicht nach Norden war durch die Mumoniberge versperrt. So stiegen wir denn bald wieder hinab. Noch einmal tranken wir aus dem kühlen Bergquell, bei dem wir gelagert hatten, dann ging es weiter nach dem Flusse Katsé und alsdann in seinem Flußbett hin. Unser Führer, der uns noch bis Kwa Kavengi bringen wollte, holte sich erst noch in seinem Dorfe, das nahe am Fuße des Berges lag, seinen Bogen und Pfeile. Die Gegend hier ist so unsicher, daß kein Mkamba allein ohne Waffen sich weiter von seinem Dorf entfernen kann. Unser Führer war ein netter Bursche, und sehr amüsant war es oft, ihn bei seinen Betrachtungen, die er über uns und unser Tun anstellte, zu belauschen. Einmal hielten wir kurze Rast und holten unseren Mundvorrat heraus, um uns etwas zu stärken. Aufmerksam sah er uns zu und meinte dann zu unserem anderen Begleiter: „Die Europäer, die kosten doch eigentlich nur die Speise. Ein Mkamba ißt gleich eine große Schüssel auf“. Bei diesen Worten zeigte er mit seinen Händen



Hütte auf den Mumoni-Bergen.

eine recht ansehnliche Größe. Der Fluß Katsé fließt in großem Bogen östlich von den Kakuyu- und Mumonibergen dem Tana zu. Von hier aus hat man die Berge sehr schön vor sich, die besonders imposant erscheinen, da sie direkt, ohne Vorberge aus der Ebene aufsteigen. Da wir sehr gern noch den Ausblick nach Norden und besonders nach Westen, den Kenialändern, gehabt hätten, so zogen wir am anderen Tage wieder zurück nach Westen und schlugen unser Lager in dem Tale zwischen Kakuyu und Mumoni auf. Ein Führer, der uns auf die Spitze des Berges geleiten sollte, war bald gefunden. Der Weg führte meist an einer steilen Berglehne hin, von der man einen schönen Blick in ein schmales, aber sehr langes Tal hatte, das sich bis zu beträchtlicher Höhe hinaufzog. Auf der Sohle des Tales erblickte man an den Ufern eines kleinen Baches schöne grüne Bäume und frisches Gras. Hin und her, im ganzen Tal verstreut, standen Kiontibäume, die gerade herrlich blühten und mit ihrem purpurroten Blumenschmuck großen Tulpensträußen glichen. Außerdem fanden sich noch zahlreiche andere Bäume in dem Tälchen, die über und über mit weißroten Blüten bedeckt waren, und wie blühende Apfelbäume anzusehen waren. In der Nähe der Dörfer waren breitblätterige Bananen und hellgrünes Zuckerrohr angepflanzt. So machte das Tal einen lieblichen und schönen Eindruck. Die Leute in den Dörfern, deren Hütten oft wie Schwalbennester an den Abhängen der Berge klebten, waren freundlich. Hier oben fiel uns besonders die Bauart der Hütten auf. Während in Süd- und Mittelukamba die Hütten völlig rund und in Form einer Halbkugel gebaut sind, hatten hier oben die Hütten ein flacheres Dach und senkrechte Wände. Im Tiefland sind die Hütten vollständig mit dürrem Gras umkleidet, während hier oben nur das Dach aus Gras besteht, die Wände dagegen aus dicht aneinander gebundenen Stangen, die innen mit Lehm verklebt sind. Die kalten Bergwinde und die im Regen wohl häufig recht reißenden Bäche mögen der Anlaß zu dieser besseren Bauart gewesen sein.

Einige der Alten begleiteten uns auf die höchste Spitze des Tjauwau, nach unserem Höhenmesser 1500 m hoch. Hier breitete sich vor unseren Augen allerdings ein weites Panorama aus. Nach Osten hin schaute man auf die ungeheuere Grassteppe, die sich bis in unabsehbare Ferne erstreckt. Nach Norden hin wird dieselbe durch eine große und dichte Baumsteppe begrenzt, aus der in weiter Ferne der Spiegel des Kiluluma glänzte. Nach

Nordosten sahen wir die Berge des gesegneten Landes Kituu. Es scheint das Gosen der hiesigen Landschaft zu sein. Wenigstens erzählten unsere Leute uns Wunder von der Fruchtbarkeit des Landes. Hinter den Bergen von Kituu erhoben sich die noch höheren Gipfel von Thaitju. Zu unseren Füßen breitete sich aber das kleine Ländchen der gefürchteten Wathaaka aus. Es liegt an beiden Ufern des Tana. Hin und her in dem Lande sind kleine Hügel verstreut. Ungefähr in der Mitte erhebt sich ein größerer Bergstock, ebenso im Norden der Kikongo. Letzterer ist allerdings nur von Tieren bewohnt, und besonders Elefanten sollen dort zahlreich hausen. Hier ist auch besonders ein Jagdfeld der Wathaaka, aber auch Wakamba pflegen hier der Elefantenjagd obzuliegen. Die Wathaaka sind ein wildes, aber nach den Schilderungen des leider nur zu früh verstorbenen Dr. Kolb ein interessantes und lebhaftes Volk. Der Herrschaft der Europäer haben sie sich bisher zu entziehen gewußt. Nominell stehen sie zwar unter englischer Herrschaft, in Wirklichkeit aber sind sie doch frei. Seitdem sie einmal von einem Europäer vergewaltigt wurden, hat keiner wieder ein Dorf der Wathaaka betreten oder durch ihr Ländchen ziehen dürfen. Erst in letzter Zeit ist es einem englischen Beamten gelungen, freundlichere Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen. Dr. Kolb hat am Kiluluma mit einem Trupp dieser Leute Blutsfreundschaft geschlossen und Wochen lang mit ihnen Flußpferde gejagt. Er rühmt sie als ein tapferes und gewecktes Volk, das aber leider durch die ewigen Feindschaften mit den Nachbarstämmen seinem Untergang entgegengeht, wenn es nicht noch rechtzeitig der Mission gelingt, dies Volk zu retten. Nach Norden und Westen hin liegen die Länder Mwimbi und Mbee. Auch diese Völker sind meist kriegerische Stämme. Bei den Leuten von Mwimbi herrscht die furchtbare Sitte, daß kein Jüngling ein Weib heiraten darf, bevor er nicht wenigstens einen Feind erschlagen hat. Außer diesen Völkern wohnen hier aber noch viele kleine Stämme, deren Namen alle aufzuführen, hier nicht der Platz ist; sie gehören schon in das Gebiet des Kenia. Leider war es uns versagt, die schneegekrönte Spitze des Kenia selbst zu sehen. Nach Süden hin schauten wir das allmählich aufsteigende Land bis zu den Bergen von Kitwii. So überblickten wir nicht nur fast das ganze Gebiet unserer Reise, von Kitwii bis zum Kiluluma, sondern auch einen guten Teil des Arbeitsfeldes unserer Mission. Allerdings lag mehr die Zukunft vor uns'

denn so weit wir blicken konnten, sahen wir keine Stätte christlicher Kulturarbeit, sondern scheinbar tot lag das weite Land vor uns. Nur hie und da verriet aufsteigender Rauch die Anwesenheit von Menschen. So liegt vor uns noch eine große Arbeit, ein weites, weites Gebiet ist noch zu besetzen, viele Völker harren noch unserer Botschaft. Wem drängte sich bei solchem Anblick nicht das Gebet auf die Lippen: „Herr, sende Arbeiter in Deinen Weinberg."

So fesselnd und schön aber auch der Ausblick von hier oben war, so mußten wir uns doch trennen. Bis in ihre Dörfer gaben uns die Alten noch das Geleit. Dort blieben sie zurück, und wir stiegen, nachdem wir freundlich von ihnen Abschied genommen, eilig hinab. Schon beim Aufstieg hatten wir kleine Stückchen von Glimmer gefunden. Da wir gern den Kikamba-Namen dafür gewußt hätten, fragten wir unsere Führer. Da sagten sie, das sei ein Stück vom Kleide Gottes und fiele mit dem Donner herab. Bald erreichten wir unser Lager, wo wir uns von den Strapazen des Aufstieges erholten.

So hatten wir denn das erste Ziel erreicht. Mit Dank gegen Gott durften wir zurückschauen auf manche schöne Tage, die er uns geschenkt. Mit Vertrauen auf seine Güte durften wir fröhlich unseren Wanderstab weitersetzen unserem nächsten Ziele zu, der Grenze Ukambas, dem Kiluluma.

3. Nach dem Kiluluma.

Der nächste Weg dahin führte an den Ufern des mächtigen Tana-Flusses hin durch das Land der Wathaaka. Aber wegen der Wildheit dieses allgemein gefürchteten Stammes war uns dieser Weg leider verschlossen. So mußten wir in weitem Bogen nach Osten ausweichen, um die Wathaaka zu umgehen. Zunächst führte uns unser Weg weit hinein in die öde Grassteppe. Weit und breit fast kein Baum oder Strauch, der Schatten spendete. Nur hie und da gewährten einige Baobab-Bäume mit ihren riesigen Stämmen spärlichen Schutz gegen die heißen Strahlen der Sonne. Sonst war die ganze weite Ebene nur mit gelbem, verbranntem Gras bedeckt. Trotzdem schien die Gegend verhältnismäßig dicht bevölkert zu sein. Als wir uns dem Bezirke Mataka näherten, gingen wir an einem der kleinen Hügel, die hie und da aus der Ebene aufsteigen, vorbei. Auf dem Gipfel des Hügels lag ein großer, runder



Kiluluma-Fälle.

Felsblock, ähnlich einem Gletschertische. Br. Kanig fragte unseren Führer: „Wie kommt der Stein dahin, wer hat ihn wohl hingelegt?" Unser Führer antwortete: „Gott, der die Welt erschaffen hat." Darauf nahm er ein Blatt eines kleinen Strauches, warf es hin und sprach: „So leicht, wie uns dieses Blatt hinzuwerfen ist, so leicht ist für Gott so ein Felsen." Wem fiele bei solchem Zeugnis nicht das Wort Pauli ein: „Denn was man von Gott weiß, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt."

Der Empfang in Mataka war im allgemeinen freundlich, die Leute zutraulich. Aber auch hier herrschte der Hunger, so daß wir nur schwer selbst für unsere wenigen Leute das nötige Essen kaufen konnten. Die Gemüter der Leute waren ziemlich erregt. Vor wenigen Tagen waren zwei Wakamba, junge Burschen, die auf dem Felde gewesen, von einem Trupp Wathaaka angefallen worden. Den einen Wakamba hatten sie getötet. Dem anderen gelang es noch zu entfliehen mit einem Speerstich im Arm. Die Leute baten uns sehr, ihnen einen Brief an den englischen Beamten in Kitwii zu schreiben, damit dieser ihnen vor den vielen Überfällen der Wathaaka Schutz gewähre. Wir schrieben ihnen den Brief, und aus Dankbarkeit begleitete uns am anderen Tage der angesehenste Älteste des Bezirks nach Mandzuva zu dem alten Mutia.

Es war eine ganz imponierende Gestalt, die uns da entgegentrat, uns ihren Gruß zu entbieten. Das an und für sich schon angenehme Gesicht gewann noch durch die grauen Haare des Hauptes. Es war Mutia, der reichste und angesehenste Älteste in der ganzen Gegend, der Freund der Europäer, dessen Redlichkeit weit über die Grenzen seines Bezirkes bekannt ist. Lange Jahre haben die Lasten des Reisenden Neumann bei Mutia gelegen, ohne daß auch das Geringste gestohlen wurde. Hier in diesen Bezirken wurde unser Hund „Raurau" vielfach wiedererkannt und freudig begrüßt, als der Hund des „guten Deutschen", der früher hier gereist war. So steht hier noch heute das Andenken Dr. Kolbs in gutem Ansehen.

Etwas unterhalb des Hofes, im spärlichen Schatten eines Affenbrotbaumes, schlugen wir unser Zelt auf. Als Mutia unsere Absicht vernahm, nach dem Kiluluma zu ziehen, riet er uns

entschieden ab. Erst an diesem Morgen habe er sichere Kunde bekommen, daß die Wathaaka dort sechs Wakamba überfallen hätten. Fünf der Wakamba seien getötet, und nur einem sei es gelungen zu entfliehen, um die Schreckenskunde zu bringen. Allerdings gab es uns zu denken, ob wir, wenn auch nicht uns selbst, so doch unsere Wakambaträger in Gefahr bringen sollten, ermordet zu werden.



Mohammed.

Hier half uns ein indischer Händler, der schon seit einem Jahr hier verweilte, aus allem Zweifel. Er hatte sich ein kleines befestigtes Lager gebaut, dessen größten Raum das Lagerzelt einnahm. Hier waren seine Waren aufgestapelt, und er selbst wohnte darin. Rings um das Zelt waren die Hütten seiner Leute und der Stall seiner Kamele. Das Ganze war mit einem starken Dornzaun eingehegt. Der Kaufmann war Mohammedaner aus der Gegend von Bombay und hieß auch wie sein Prophet Mohammed. Bald nachdem wir das Lager aufgeschlagen hatten, kam Mohammed, um uns zu grüßen. Am

Abend sandte er uns noch durch seinen Diener zwei schöne Hühner zum Gruß. Das gab in unserer Reisekost eine sehr angenehme Abwechslung. Bisher war es uns unmöglich gewesen, selbst gegen gute Bezahlung ein Huhn zu bekommen. Als wir am anderen Morgen Mohammed um seine Meinung wegen unserer Tour nach dem Kiluluma befragten, beruhigte er uns vollständig und sagte: „Das sind alte Stammesfehden zwischen Wathaaka und Wakamba. Ihr könnt ruhig hingehen. Die Wathaaka werden weder euch, noch euere Leute angreifen. Ihr müßt nur Acht geben, daß euere Träger sich nicht allein vom Lager entfernen." Er erzählte uns noch manches Interessante von seinen Reisen, die ihn tief in das Innere geführt hatten. Da Mohammed fließend Kikamba sprach, so ging die Unterhaltung flott und war für uns sehr angenehm.

Auf Mohammeds Zureden brachen wir am Mittag nach dem Kiluluma auf. Wir nahmen nur die allernötigsten Kisten dorthin mit und stellten die übrigen Lasten bei Mutia ein. So hatten wir einige freie Leute, und die Lasten konnten abwechselnd getragen werden, so daß keiner der Träger auf dem langen und anstrengenden Marsche zu sehr ermüdet wurde. An diesem Nachmittag marschierten wir nur einige Stunden und lagerten bei Wasserlöchern, nahe bei dem Eintritt in die Waldsteppe. Auch hier fanden wir die Wakamba in ziemlicher Aufregung, und manchem unserer Träger sank das Herz sehr tief hinab, wenn er an die nächsten Tage und an die Nähe des Feindes dachte.

Am anderen Tage hatten wir einen anstrengenden Marsch vor uns. Den Kiluluma mußten wir auf jeden Fall erreichen, da bis dahin kein Wasser zu bekommen war. Der Weg führte uns in die große Waldsteppe, die wir schon vom Tjauwau aus erblickt hatten. Sie bestand aus fast nichts anderem als dichtem Dorngestrüpp, ganz kahl und grau, von der Sonne gedörrt. Die scharfen Dornen hakten sich in die Kleider, rissen den Hut vom Kopf und trafen oft gar empfindlich Gesicht und Hände. Die Sonne brannte heiß vom Himmel. Das dichte Gebüsch hielt jeden kühlen Luftzug auf, ohne jedoch Schatten und Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen zu gewähren. Wir mußten rasch marschieren, da es bis zum Flusse gute acht Wegstunden waren. Von Zeit zu Zeit machten wir kurze Rast und ruhten im spärlichen Schatten eines blätterlosen Baumes. Den besten Schatten gewährte uns noch der dicke Stamm eines

gefallenen Affenbrotbaumes. Die Stimmung unserer Leute war im allgemeinen ganz gut. Da sie sich sehr fürchteten, so hielten



Rast bei einem gestürzten Baobab.

sie sich immer dicht an uns, und keiner blieb zurück, wie sie es sonst so gern taten.

Endlich am Nachmittage zeigte das Gebüsch hin und wie=

der grüne Blättchen, ein Zeichen, daß wir uns dem Flusse näherten. Unser Führer, ein lustiger Bursche, zeigte uns etwas abseits vom Wege einen Baobab, unter dem einst seine Mutter von Wathaaka erschlagen war. Gegen 4 Uhr hörten wir nun auch das dumpfe Brausen des Wassers. Jetzt in der trockenen Zeit kann man auf fast eine halbe Stunde herankommen, ehe man es hört, aber wenn der Regen das Flußbett gefüllt hat, und die Wassermengen in der ganzen Breite des Felsbettes sich herabstürzen, dann soll man stundenweit das Donnern und Brausen vernehmen.

Als wir endlich aus dem Gebüsch heraustraten, breitete sich vor uns das breite Felsenbett des Flusses aus, den wir überschreiten mußten. Bald gelangten wir an eine schmale Felsrinne, in der das Wasser schäumend dahinbrauste. Eine Brücke aus Baumstämmen und Ästen mit Bast zusammengebunden, führte uns auf die andere Seite, auf eine Insel, wo wir das Lager unter hohen, grünen Bäumen aufschlugen. Der Kiluluma, oder wie er noch genannt wird, Kiluma, hat seinen Namen von dem Brausen seines Wassers. Der Name kommt von dem Zeitwort: „ku luluma“ oder „ku luma“, das „brausen, brüllen“ bedeutet. Kiluluma ist ein Arm des oberen Tanastromes, der am Kenia entspringt und zunächst nach Osten hin fließt, aber dann in großem Bogen fast rechtwinkelig nach Süden umbiegt, um bei Lamu in den Indischen Ozean zu münden. Dieser Flußteil, den die Wakamba Kiluluma nennen, liegt ungefähr am nordöstlichsten Punkte des Tana. Hier fließt er durch eine sehr felsige Gegend und bildet, in viele Arme geteilt, eine Anzahl ganz ansehnlicher Fälle.

Dem Mkamba, der zum ersten Male am Kiluluma steht, schlägt meistens in bangem Schauder das Herz schneller. Hier ist die Grenze Ukambas. Nur wenige Schritte und er steht in Feindesland. „Maithani“, „bei den Feinden“, nennen die Wakamba kurz das Gebiet nördlich des Tana. Und merkwürdig ist es, wie scharf der Fluß trennt. An Sitte und Tracht, Gewohnheit und Waffen sind die Völker in Maithani wesentlich von den Wakamba verschieden. Während letztere als Hauptwaffe stets Schwert, Bogen und Pfeile führen, herrscht bei den nördlichen Völkern Speer und Schild vor. Die Wakamba durchbohren nur die Ohrläppchen und tragen kleine Kettchen und Ringe von Messing und Kupfer darin; die nördlichen Völker reißen das Ohrläppchen weit auf, daß es manchmal

bis zur Schulter herabhängt, und tragen dicke Holzrollen darin. Ebenso durchbohren sie oben die Ohren und stecken starke Holzstückchen hinein. Oftmals kommt es vor, daß das Ohr durchreißt und dann künstlich wieder geflickt werden muß. Der Mkamba ist träge und liebt Krieg und Mord mehr um der



Brücke über die Kiluluma-Fälle.

Beute willen, die er erlangt. Die Leute in Maithani sind verhältnismäßig regsam und fleißig, aber auch wild und kriegerisch. Sie lieben den Krieg um des Krieges, den Mord um des Mordes willen.

Auch in den Sprachen sind doch bedeutende Unterschiede, wenn auch eine nahe Verwandtschaft derselben nicht

zu verkennen ist. Es ist also kein Wunder, wenn der Mkamba an der Brücke des Kiluluma mit Bangen steht und sich nach mächtiger Hilfe umschaut, bevor er das feindliche Gebiet betritt. Diese kann er sich aber nicht anders verschaffen, als wenn er durch Opfer die Geister günstig zu stimmen sucht. So nimmt er denn, besonders wenn er zum ersten Male den Fluß überschreitet, eine Kette oder einen Ring oder auch einen Fetzen Kleid, wirft ihn auf die Felsen oder auch in den wilden Strudel und betet: „Mein Herr," — damit spricht er den Geist des Stromes oder des Bezirkes an — „ich komme über diese Furt. Laß mich mit gesundem Leibe zurückkehren." Besonders feierlich aber gestaltet sich das Opfer, wenn ein Jüngling zum ersten Male auf die Elefantenjagd auszieht. Er nimmt einige erfahrene Jäger mit sich und geht mit ihnen zu einem angesehenen Alten in der Nähe. Dieser segnet den Jüngling und seine Waffen. Dann geht der junge Jäger mit seinen Begleitern zur Furt. Hier beschenkt er dieselben mit Kleidern und verspricht ihnen wohl noch mehr, wenn er gesund zurückkehre. Dem Geist des Flusses bringt er das übliche Opfer dar. Bei späteren Übergängen genügen kleinere Opfer, vielleicht etwas Milch oder Speise.

Von der Brücke aus hat man einen recht schönen Blick auf die Fälle. Oberhalb der Brücke macht der Fluß eine sehr scharfe Biegung und stürzt sich dann in das schmale Felsenbett, in dem er tosend und brausend dahinströmt. Bald nach unserer Ankunft suchten wir vor allen Dingen uns einen schönen Platz zum erfrischenden Bad, den wir auch bald in einem benachbarten Flußarm fanden. Bevor wir in das Wasser gingen, überzeugten wir uns noch durch einige Steinwürfe, daß keine Krokodile darin waren. Nach dem heißen Tagesmarsch war das Bad eine ungeheure Erfrischung.

Am anderen Morgen wollten wir an einer Flußpferdjagd uns beteiligen. Einige Wakamba von den letzten Dörfern waren mit uns gegangen, um unter unserem Schutz sicher jagen zu können. Wir gingen den Fluß abwärts immer dicht am Ufer hin. Der weiche Uferboden war weithin mit einer Salzkruste bedeckt, die wie frischer Schnee leuchtete. Hier fanden wir noch ganz frische Spuren der Wasserriesen. Die Tiere konnten erst diesen Morgen dagewesen sein. Doch so angestrengt wir und unsere Begleiter auch hier und dort ausschauten, so konnten wir doch kein einziges Nilpferd erblicken. Nachdem wir so

zwei Stunden vergeblich den Fluß abgesucht, blieben wir zurück, und nur einige Wakamba gingen noch bis an die Mündung eines Nebenarmes vor. Doch auch sie kamen unverrichteter Sache zurück. So waren wir leider genötigt, ohne auch nur eines der Tiere gesehen zu haben, ins Lager zurückzukehren.

Die Sonne stach hier, in der Flußniederung, furchtbar heiß. Auch die Nacht brachte keine Kühlung, und die Hitze raubte den Schlaf. Die Temperatur erinnerte lebhaft an die des Roten Meeres. Sehr zeitig brachen wir am anderen Morgen auf, um an diesem Tage noch Mandzuva und das Dorf des alten Mutia zu erreichen. Unser Führer brachte uns diesmal auf einen anderen Weg, der wohl kürzer aber dafür desto verwachsener war, so daß wir vor dem Dorngestrüpp gar manchen höflichen Diener machen mußten, um hindurchzukriechen. Nachmittags gegen 4 Uhr gelangten wir nach anstrengendem Marsche wieder bei Mutia an. Weithin leuchtete das weiße Zelt Mohammeds. Der Inder empfing uns sehr freundlich, und als wir unser Lager auf dem freien Dorfplatz aufschlagen wollten, ließ er nicht ab mit Bitten und Drängen, bis wir zustimmten, in seiner kleinen Boma zu lagern. Er ließ unsere Lasten dorthin bringen und rief seine Leute, die unser Zelt aufschlagen mußten. „Mein Hof ist Euer Hof.“ Damit wollte er uns anzeigen, daß wir tun und lassen könnten, was wir wollten. Während die Leute das Zelt aufschlugen, nahm uns Mohammed in das seine und erquickte uns mit Tee, der uns nach dem heißen Marsche sehr gut tat. Als wir so dasaßen, kam einer unserer Hauptleute und fragte, ob er die Leute zum Verkauf rufen sollte. Wir wollten gerade den Mann mit dem Befehl absenden, als Mohammed uns sagte: „Wieviel Leute habt Ihr?“ Darauf rief er einen seiner Diener und ließ die für unsere sechzehn Leute nötigen Portionen abmessen. Natürlich wollten wir ihn gern bezahlen, aber davon wollte Mohammed nichts wissen und sagte nur: „Das ist ja gar nichts, hier ist Wüste, da kann man nichts schenken.“ Am Abend kam er noch etwas in unser Zelt, und wir schwatzten bis gegen 10 Uhr. Während wir uns unterhielten, hörten wir das eintönige Geklimper einer Negergeige und einen gar nicht unmelodischen Gesang. Auf unsere Frage erklärte uns unser Gastfreund, daß es seine Wanyamwesi seien. Er rief sie heran, und sie sangen ein Duett, das gar nicht übel klang. Am anderen Morgen sandte uns Mohammed noch ein Töpfchen köstlicher, frischer Milch. Wir rüsteten uns

zum Aufbruch. Der dicke Mutia ließ sich gar nicht mehr blicken. Mit dem Inder wechselten wir noch den schönen Abschiedsgruß der Wakamba: „Gehet hin in Frieden!“ Worauf wir antworteten: „Werde in Frieden zurückgelassen!“ Dann wandten wir uns nach Südosten, um in weitem Bogen nach Mulango zurückzukehren.

4. Auf dem Rückmarsch.

Für diesen Tag hatten wir unser Reiseziel nahe gesteckt. Wir wollten nur bis Ndatani wandern. Es ist dies eine der gewaltigen Felsgruppen, die der weiten Steppe einen so eigentümlichen Reiz geben. Ihre Gestalten sind mannigfaltig und interessant. Dadurch ziehen sie stets die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich. So besteht der Ndatani aus zwei ungeheueren Felsblöcken, die direkt aus der Ebene aufsteigen. Der östliche ist der größere Felsen und hat senkrechte, nackte Wände, während der westliche ganz gut zu ersteigen ist und auch mit Gras und Buschwerk bewachsene Abhänge hat. In der breiten Schlucht fanden wir genügend Wasser und lagerten hier im Schatten der Felsen. Die Ernte war hier reicher ausgefallen als in den Bezirken, die wir bisher durchwandert hatten. So brachten die Leute mehr Getreide zum Verkauf. Allerdings war von Ndatani an bis zum Mutitu die Gegend nur schwach bevölkert. Oft konnten wir einen halben Tag marschieren, ohne ein Dorf zu treffen. Da wir hier in der Ebene das Ziel unserer Wanderung immer vor Augen hatten und auch meist nur ein Weg durch die Steppe führte, so konnten wir der Führer wohl entbehren und ließen uns immer nur auf den rechten Weg geleiten. Der Marsch am anderen Tage führte uns noch an dem charakteristisch geformten Ngomeni vorüber. An seinen steilen und nur wenig bewachsenen Wänden trieben zahlreiche Paviane ihr lustiges Spiel. Als wir den Fels umgingen, erblickten wir an der anderen Seite einen herrlichen, wilden Feigenbaum. Unter seinem gewaltigen Blätterdach hätte eine Karawane bequem ihr Lager aufschlagen können. Doch für uns war es noch viel zu früh, um schon für die Nacht hier zu bleiben. Da wir aber erfuhren, daß kein Wasser für uns mehr an diesem Tage zu erreichen sei, so ließen wir unsere Leute abkochen und das fertige Essen mit sich nehmen. Während der heißen Mittagszeit ließ es sich prachtvoll in dem kühlen Schatten ruhen. Auch hier sammelte sich rasch eine Schar Menschen aus den nächsten

Höfen um uns, die teils Getreide zum Verkauf brachten, teils um Arzeneien baten. Dadurch wurde der freundliche Verkehr bald hergestellt. Nachdem die größte Sonnenhitze vorbei war, marschierten wir noch nach Kiima Ndhenge. Hier war ein ziemlich großes Dorf. Aber Wasser war nicht zu bekommen. Am Morgen gingen eine alte Frau und ein kleines Mädchen, um mit uns Wasser zu schöpfen. Nach gutem zweistündigen Marsche erreichten wir erst wieder Dörfer. Sie schienen fast ausgestorben. Nur ein ganz alter Greis saß einsam auf dem Dorfplatz. Die alte Frau, die mit uns gegangen, eilte mit freudigen Gebärden auf ihn zu und begrüßte ihn zärtlich. Sie streichelte und liebkoste ihn und sagte dann mit strahlendem Gesichte: „Es ist mein Vater." Sie beruhigte den Alten, der wohl noch nie einen Europäer gesehen hatte, über unser Kommen. Früher hatte das Dorf nicht an dem Karawanenwege gelegen. Dr. Kolb und andere, die diese Gegenden bereist hatten, waren alle im Westen über den Imba gegangen. Da aber war jetzt nichts als Gebüsch. Der Hunger hat die Bewohner getötet und vertrieben. Auch die Wasserlöcher waren verschüttet und so die Wege „gestorben". So kam es denn, daß wir die ersten Europäer waren, die das Dorf Ukatsi berührten. Der Alte wurde sehr bald zutraulich. Er begrüßte uns als seine Kinder. Als er hörte, daß wir weiter ziehen wollten, wollte er durchaus nichts davon wissen. Besonders Br. Kanig schien sein ganzes Herz gewonnen zu haben. Der Alte konnte sich gar nicht genug tun mit Händedrücken und streicheln. Erst versuchte er durch Überreden, uns zu halten. Er versprach uns sogar ein Schaf zu schenken, wenn wir blieben. Als er aber sah, daß auch dieses verlockende Anerbieten keinen Eindruck auf uns machte, sagte er zu Br. Kanig: „Ich werde Dich binden, damit Du nicht fortgehst." Der Alte schleppte ihn auch wirklich noch in seine Hütte, um ihm seine ehrwürdige Ehehälfte vorzustellen. Ich ging in der Zeit voraus, um Wasser zu suchen. Fast noch anderthalb Stunden mußten wir wandern, ehe wir Wasser fanden. Die Leute von Kiima Ndhenge hatten also fast vier Stunden zu laufen, ehe sie Wasser erreichten. Daß bei solchem Wassermangel nicht zu viel des köstlichen Nasses aufs Waschen verwendet wird, ist wohl zu verstehen. Auch hier wollten wir es machen, wie am Ngomeni. Die heißeste Zeit warteten wir ab, ließen kochen und zogen am Abend noch einige Stunden weiter. Bald hatte sich eine große Schar um uns gesammelt, uns anzusehen und anzustaunen. Die Männer standen dicht um

uns herum, die Weiber hielten sich im Hintergrunde und fuhren jedesmal kreischend auseinander, sobald einer von uns Anstalten machte, aufzustehen. Auf unsere Bitte, doch Getreide zum Verkauf zu bringen, gingen viele fort. Bald kamen die Alten wieder mit großen Schüsseln voll Bohnen in den Händen. Von Verkauf wollten sie gar nichts wissen. „Es ist ein Gruß,“ so hieß es stets, wenn wir nach dem Preis fragten. Wir grüßten die Alten dann wieder, indem wir ihnen Kleider schenkten. Das ließen sie sich denn gefallen. Hier war es auch, wo die Leute uns baten: „Kommt doch zu uns und wohnt bei uns. Wir alle wollen lesen lernen.“

So freudig uns auch solche freundliche Einladung berührte, wie uns überhaupt die Herzlichkeit und Freundlichkeit wohl getan hat, so mußten wir uns doch sagen, daß an eine Stationsgründung in solcher dünn bevölkerten und oft auch durch Wassermangel und Hunger heimgesuchten Gegend nicht zu denken war. Die Alten kehrten dann nach Hause zurück. Doch das junge Volk blieb noch bei uns. Als wir aber fragten, ob einer uns nach dem Nuu führen wolle, waren sie auf einmal alle verschwunden, wie weggeblasen. Endlich meldete sich ein junger Bursche zu diesem Dienst und hat uns auch gut bis zum Nuu geführt. Es war ein ganz netter Mensch. Seine Hautfarbe war ein schönes Braun, sein Körperbau untersetzt und kräftig. Sein Hauptthaar war sorgfältig in lauter zierliche Löckchen gedreht und mit Rötel und lieblich duftender Butter eingeschmiert. In den Ohren trug er kleine Kettenbündel aus Kupfer und Messing, deren ein jedes wohl ein viertel Pfund wog. Sein Hals war eingesponnen mit Drahtspiralen und Perlenketten. Dazu hing ihm ein langer weißer Perlenstrang noch auf den Rücken herab. Um die Hüfte hatte er sich eine Drahtspirale, mit lauter Kupfermünzen besetzt, gewunden, so daß es bei jedem Schritt gar angenehm klingelte und klapperte. An diesem Abend führte er uns den Mulatsyabergen entgegen, die wir umgehen mußten, um nach dem Nuu zu kommen. Erst in finsterer Nacht gelangten wir in ein Dorf, in dem wir unser Lager aufschlugen. Leider war auch hier kein Wasser zu erlangen, so daß wir nun schon zum dritten Mal auf die Erquickung des Waschens verzichten mußten. Die Alten des Dorfes kamen noch an unser Zelt, um uns zu begrüßen. Eine Weile unterhielten sie sich mit uns, erkärten aber dann, daß sie müde seien und schlafen wollten. So zogen sie sich in ihre Hütten zurück.

Schon ganz früh am anderen Morgen stellte sich unser Führer, der in einem der Höfe geschlafen hatte, wieder ein, und wir marschierten bis zum Endziu. Natürlich war auch dieser Fluß ganz ausgetrocknet. Sein breites Sandbett war mit grünen Dornbäumen eingefaßt. Im Flußsand waren tiefe, tiefe Wasserlöcher gegraben, auf deren Grund sich etwas schmutzig-graues Wasser befand. Da auch sämtliche Ziegenherden der Umgegend diese Wasserlöcher als Tränke benutzen, so war Geruch und Geschmack des Wassers nicht gerade der schönste. Trotzdem war uns das Wasser eine große Erquickung, besonders da wir hier Zeit und schönen Platz fanden, uns wieder einmal recht gründlich den Reisestaub abzuwaschen, nach fast dreitägigem Entbehren eine ganz besondere Erfrischung. Einige Stunden weiterhin fanden wir zwar etwas besseres Wasser, aber die Leute waren sehr unfreundlich. Auf unsere Bitten brachten wohl einige Frauen etwas Getreide zum Verkauf, aber sonst ließen sich nur wenig Menschen sehen. Ein junger Bursche hielt auch noch die Frauen davon ab, mit uns zu handeln. Hier war es das erste Mal, daß wir nicht Essen für unsere Träger fanden, obgleich die Ernte in dem Distrikte nicht schlecht ausgefallen war. Erst als wir schon auf dem Marsche waren, kam noch ein Alter uns mit einem Schüsselchen nachgelaufen, um Freundschaft zu schließen. Doch jetzt konnten wir auf nichts mehr eingehen. Der Marsch über die Höhe war sehr schön. Nach Osten hin lag die weite Steppe, aus der der Engamba und Endau gar gewaltig emporstiegen. Nach Süden hin ragte der nackte, zerrissene Gipfel des Makongo empor. Ich habe noch nie einen Berg gesehen, der ein so verschiedenartiges Aussehen hat. Von Norden und Süden gesehen, zeigt der Makongo stark zerrissene Felsgipfel, während er nach Westen hin ein ziemlich flaches Hochplateau sehen läßt mit gebüschbewachsenen Abhängen. Im Westen türmten sich die Berge des Nuu auf, hinter denen noch die Gipfel des Mukitu emporschauten. Unsere Hoffnung, noch an diesem Tage den Nuu zu erreichen, wurde leider nicht erfüllt, wir mußten in Idundua bleiben. Allerdings hatten wir hier herrlich den ganzen Gebirgsblock des Nuu vor uns. Der hohe Rücken desselben, aus dem immer wieder einzelne Spitzen emporsteigen, umschließt ein vorn sehr breites, nach hinten sich aber immer mehr verengendes Tal. Die Abhänge des Nuu sind teilweise bewaldet, teilweise von dichtem Gebüsch bewachsen. Dadurch gewinnt das Gebirge einen freundlichen Eindruck. Schon früh am anderen Morgen er-

reichten wir den Fuß des Nuu und machten in der Nähe einer Quelle Halt, um die heißeste Zeit vorübergehen zu lassen. Die Leute, die zu uns kamen, waren freundlich. Von einer Führung auf den bewaldeten Gipfel des Nuu wollte keiner etwas wissen. Da oben sei ein Wasser, an das kein Mensch gelangen könne und dürfe, denn es sei Wasser Gottes. Eine ähnliche Geschichte von einem sagenhaften Wasser hörten wir auch am Mutitu. Von letzterem hatte ich schon in Mulango gehört. Es wurde erzählt, daß in dem Wasser eine riesige Schlange hause, die von Zeit zu Zeit emporstiege und auf Raub ginge. Sie verschlinge Menschen und Tiere. Zu ungeheuerer Höhe richte sie sich auf und in gewaltigem Bogen überspanne sie Täler und Berge, um sich ihre Beute zu holen. Solche Riesenschlangen tauchen hier in der Phantasie der Menschen öfters auf.

Da wir den hinter dem Nuu liegenden, aber bei weitem höheren Mutitu besteigen wollten, so bestanden wir nicht auf dem Aufstieg, sondern machten uns noch am Nachmittag auf, den hohen Bergrücken zu überschreiten. Hier machte die Gewinnung eines Führers ziemliche Schwierigkeiten. Niemand wollte den Weg wissen. Alle behaupteten, wir müßten den ganzen Nuu südlich umgehen. Endlich meldete sich ein Mann und erklärte sich bereit, uns zu führen, aber nur bis zum nächsten Dorf, von da an müßten wir uns einen anderen Führer suchen. Wenn er uns weiter führe, so würde er auf dem Rückweg erschlagen. Wir boten ihm an, einen Schutzbrief für ihn zu schreiben. Doch er lachte nur und sagte: „Das nützt mir gar nichts." Verwundert fragten wir nun die anderen, ob sie denn niemals aus ihrer Gegend herauskämen. Da antworteten sie: „O ja! Nach Süden und Osten können wir ungehindert wandern. Aber über den Nuu hinüber können wir nicht. Mit denen haben wir Feindschaft und wer sich allein dort blicken läßt, muß sterben." Sie erzählten uns noch, daß, wenn sie an die Küste wollten, sie über den Endau und Makongo gehen müßten. Unser Führer geleitete uns nun immer tiefer in das Tal des Nuu hinein, bis am Ende die hohe Gebirgswand dasselbe schloß. Das Tal war wenig bewohnt, aber desto mehr mit Gestrüpp verwachsen. Der Weg begann nun sehr stark zu steigen. Wegen des dichten Gebüsches konnte man nur selten aufrecht gehen. Die Sonne brannte heiß hernieder. Es war ein anstrengender Marsch, und selbst mein sonst stets unverdrossener Bursche Kitsuko meinte: „Aber dieser Tag schmeckt

schlecht." Endlich erreichten wir den Kamm des Gebirges und auf demselben ein kleines Dorf. Wir lohnten unseren Führer sofort ab, damit er bei guter Zeit noch in sein Dorf zurückkehre. Ein anderer Mann zeigte uns den Weg bis Munou, wo wir lagerten.

Unser eigentlicher Reiseplan war gewesen, vom Nuu aus noch nach Osten auszubiegen über Endau und Makongo und dann südlich bis Tsombe zu marschieren. Jedoch unsere Vorräte gingen zu Ende. Unser Koch fing an, uns schwierige Aufgaben zu stellen. „Womit soll ich das Huhn machen? Das Fett ist zu Ende." „Was wollt Ihr trinken? Der Tee und Kakao gehen schnell zu Ende." Und was noch mehr solcher Fragen waren. Nun wäre das schließlich noch nicht so schlimm gewesen, wenn wir noch Tauschwaren gehabt hätten, aber auch diese waren verbraucht. Wenn wir nun nicht bei den Wakamba betteln wollten, so mußten wir uns schon entschließen, möglichst bald unsere Schritte heimwärts zu lenken. Da unser Zucker auch zu Ende war, so kauften wir in Munou Honig, um Tee und Kakao zu süßen. Das schmeckte auch recht gut.

Daß wir die Tour nach Endau und Makongo aufgeben mußten, war kein sehr großer Verlust. Früher waren beide Berge dicht bewohnt. Aber auch hier hat der Hunger furchtbar aufgeräumt. Außerdem liegen die Berge ganz isoliert in der öden Steppe, so daß auch auf dem Marsche dorthin keine Menschen zu treffen sind.

So marschierten wir denn am anderen Tage westlich, dem Mutitu entgegen. Auch hierhin mußten wir erst durch eine weite, unbewohnte Ebene marschieren. Durch dieselbe fließt der Ikoo. Jetzt, in der trockenen Zeit war natürlich kein Wasser darin, sondern lauter Sand. Kurz nachdem wir ihn überschritten hatten, erreichten wir ein Dorf. Ein hoher Dornzaun hatte uns bisher verdeckt, so daß wir plötzlich, nahe am Dorfplatz um die Ecke bogen. Die Männer, die auf dem Dorfplatz saßen, sprangen entsetzt bei unserem Anblick auf und suchten schleunigst ihr Heil in der Flucht, alles zurücklassend. Einige nahmen nicht einmal ihr Kleid mit. Wir riefen den Entfliehenden natürlich nach, daß sie nichts zu fürchten hätten. Ein paar Männer blieben denn auch stehen, und da sie sahen, daß wir uns ruhig zu den Zurückgebliebenen setzten, kehrten sie langsam zurück. Andere aber waren im Gebüsch verschwunden. Wir hatten sie aus einer sehr angenehmen Arbeit aufgeschreckt. Große Schüsseln aus

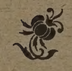
Kürbisschalen und Töpfe aus Ton standen überall umher. Die Gefäße starrten allerdings vor Schmutz, aber das ist ja die Hauptsache. Alle Gerätschaften, die zur Bereitung von Met gebraucht werden, dürfen niemals gereinigt werden. Das gestoßene Zuckerrohr hatte die Nacht im Wasser gelegen und wurde nun ausgepreßt. Nach und nach wurden die Leute auch zugänglicher, und als wir Abschied nahmen, um weiterzugehen, gaben sie uns freundlich den Gruß auf den Weg.

Unser Lager schlugen wir dicht am Fuß des Mutitu auf. Der Alte des Dorfes schüttelte uns immer wieder die Hände und versicherte, daß er Freundschaft mit uns habe. Als die Herde eingetrieben war, schenkte er uns einen schönen Hammel, der unseren Leuten sehr willkommen war. Sie machten sich mit Freuden darüber, ihn zu schlachten. Den ganzen Hammelrücken aber verehrten sie unserem Hunde Raurau aus Dankbarkeit dafür, daß er durch sein Gebell in den Nächten die Hyänen fortgejagt hatte. Der andere Tag sollte der Besteigung des Mutitu gewidmet sein. Der Aufstieg war leidlich. Auch hier fanden wir auf dem Gipfel Spuren alter Dörfer. Bis zu der höchsten Waldspitze konnten wir leider nicht vordringen. Wir hatten aber doch einen sehr schönen Ausblick über die Berge. Sehr gut sah man von hier aus die beiden Flüsse, die den Mutitu einschließen. Den Ikoo in Osten und den Sua im Westen. Im Süden des Berges vereinigen sich beide Flüsse. Als wir am Abend ins Lager zurückkehrten, überraschte uns unser Koch Mukembu mit sehr schönen Fischen, die er in einem nahen Wasser gefangen hatte. Am Abend mußte uns die Dorfjugend auf den Befehl des Alten noch etwas vortanzen. Doch wir dankten bald für „die genossene Ehre und gehabten Genuß“, und zogen es vor, uns von den Strapazen des Tages durch Schlaf zu erholen. Der Marsch des anderen Tages führte uns über einen niedrigen Rücken des Mutitu in das Tal des Sua, ein liebliches und nur nach Süden offenes Tälchen. Nach allen anderen Seiten steigen hohe und steile Bergabhänge empor. Noch über drei Höhenrücken mußten wir klimmen, bevor wir zum ersten Mal wieder eine Stätte der Kultur erblickten.

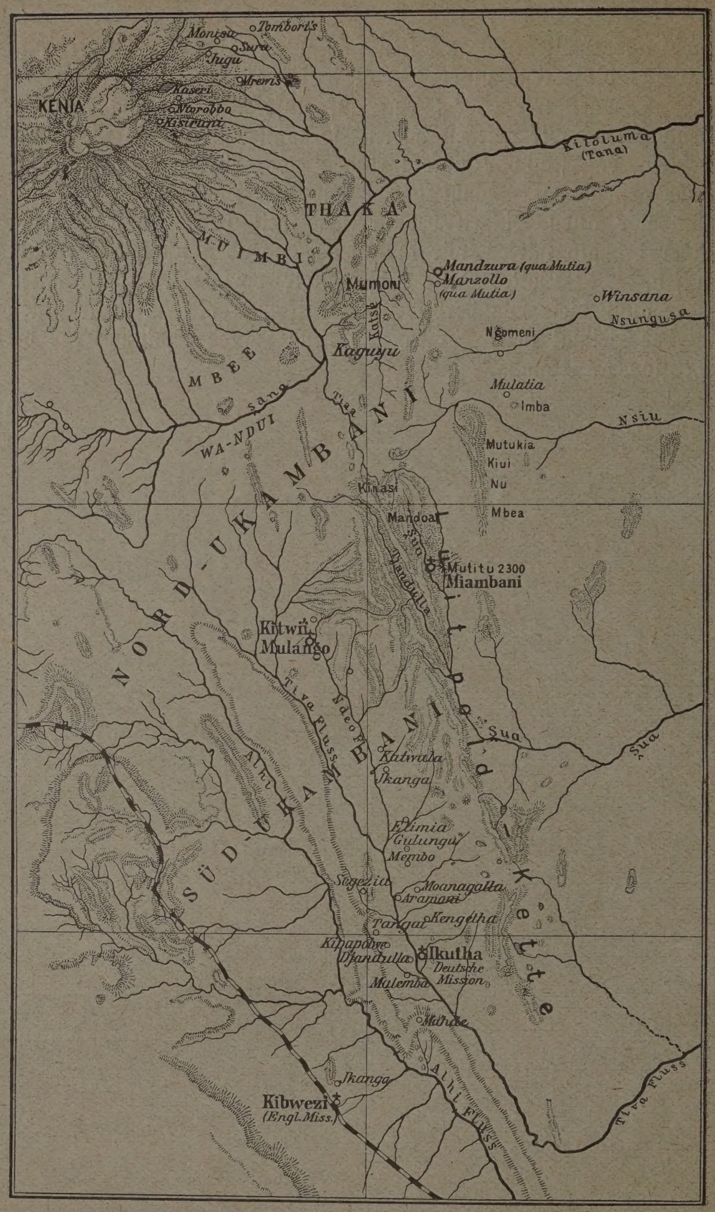
Noch einmal schlugen wir unser Lager an einem kleinen Flüßchen auf. Dann erstiegen wir den Tjandulla zwischen Kavuvoni und Kitumui, und hier schauten wir wieder auf bekannte Gefilde. Bald hatten wir Kitwii erreicht, und auf

wohl ausgehacktem Wege eilten wir Mulango zu, wo wir dankbar für die Treue unseres Gottes einzogen.

Schauen wir aber zurück auf unsere Wanderung und bedenken, was wir gesehen haben, so können wir uns nicht verhehlen, daß sich vor unsere Augen noch eine sehr große Aufgabe gestellt hat. Wohl haben wir bis jetzt den fruchtbarsten und vor allen Dingen bevölkertsten Teil von Ukamba besetzt. Aber deshalb dürfen wir auch jene Gegenden nicht außer Acht lassen. Mit Gottes Hilfe müssen wir vorwärts. Dazu sollen aber auch diese Wanderbilder aus Ukamba dienen. Sie sollen in der Heimat neue Herzen und neue Hände gewinnen für die Mission in Ukamba.



Druck von Frankenstein & Wagner in Leipzig.



Karte von Nord- und Süd-Ukamba.